

# Ins Gedächtnis brennen

## Normalität und Katastrophe auf Lampedusa: »Seefever« ist der beste Film, den man zur Zeit im Kino sehen kann

Grit Lemke

Samuele ist zwölf und verbringt seine Zeit wie alle Jungen seines Alters: zu großen Teilen mit Unsinn. Zwillen bauen und damit durch die Gegend schießen. Kakteen zerschneiden und sie zu lustigen Gesichtern wieder zusammenkleben. Den Erzählungen seines Vaters und der Großeltern lauschen. Widerwillig Hausaufgaben machen oder in der Schule Vokabeln pauken (wobei ihm anzusehen ist, wie unnötig er das findet). Anders gesagt: Er erschließt sich seine Welt. Diese Welt ist eine Insel, die in den letzten Jahren und besonders Monaten in den Fokus der Weltöffentlichkeit rückte, weil nicht mehr nur Hunderte Flüchtlinge dort landeten, sondern Tausende. In „Seefever“ nimmt Gianfranco Rosi den Jungen zum Ausgangspunkt, um das Leben auf Lampedusa in diesen Zeiten zu beschreiben. Außer Samuele und seiner Familie, Fischer seit mehreren Generationen, begegnen uns die Rentnerin Maria und ihr in Demenz versunkener Mann Giacomo, ein Radiomoderator und der Inselarzt. Dieser führt vom Alltag der Insulaner direkt in das Zentrum der Flüchtlingskrise: Hubschrauber über dem Meer und Rettungsboote, die unglaubliche Massen erschöpfter Menschen an Bord nehmen. Rosi zeigt die Routine der Aufnahme, Untersuchungen, Erfassung, Unterbringung. Und ein Gemeinwesen, das einfach hilft und weiter funktioniert.

Der Kontrast zwischen den beiden Welten könnte größer nicht sein: hier der harte, aber halbwegs beschauliche Alltag, wie er sich seit Jahrhunderten abspielt. Man lacht, liebt, fährt auf's Meer, kocht Fischsuppe und hört alte Schlager. Auf der anderen Seite der Tod, den Rosi nicht ausspart. Dehydrierte Menschen, in deren erlöschende Augen die Kamera einen letzten Blick wirft. Zwischen diesen zwei Extremen aber sucht sich das Leben seinen Weg, und Rosi ist so klug zu wissen, dass auch ein Film über ein trauriges Thema niemals einfach nur traurig sein muss, nein: darf.

Rosi montiert kunstvoll dialektisch, über große Strecken im Stil eines Reigens, in dem jede neue Szene ein Element aus der vorherigen aufnimmt, und somit alle Dinge untrennbar miteinander verbunden sind. Eine weitere Schlüsselstellung kommt dem Doktor zu, denn hier unterbricht Rosi den geschmeidigen, metaphorisch reichen und fiktiv anmutenden Fluss der Erzählung. Wenn der Doktor erzählt, wie er das erste Mal ein totes Kind aus dem Meer fischte, was er mit den Leichen machen muss, mit welcher Wut ihn das zurück lässt und welches Glück das Helfen gleichzeitig bedeutet, steht dies groß und sperrig im Film. Ein Brocken, an dem alle schönen Bilder nicht mehr vorbei kommen werden.

Samuele hingegen fungiert als eine Art unser aller Alter Ego. Etwa wenn ihm verordnet wird, ein Auge zu bedecken, damit das träge Auge zu sehen lernt oder wenn er dem Arzt von unbestimmten Angstzuständen berichtet. Es hat etwas sehr Tröstliches, dass Rosi das allgemeine Unbehagen an der Situation und die Unfähigkeit, damit umzugehen, gleichnishaft als Entwicklungsstufe auf dem Weg zum Erwachsenwerden begreift.

Einer der absurden Vorwürfe, die dem Film gemacht wurden, war, dass die Flüchtlinge im Gegensatz zu den Inselbewohnern namenlos blieben. Dies lässt außer Acht, dass Lampedusa tatsächlich nur eine Durchlaufstation ist und sich der Flüchtling kaum als Einzelner, sondern als Teil der Masse in das Inselleben einschreibt. Zudem gelingen Rosi auch hier starke Szenen, für die er sich Zeit lässt und die

sich ins Gedächtnis brennen: etwa der lange, reglose Blick in die Gesichter bei der fotografischen Erfassung, ein Sprechgesang, in dem Afrikaner ihre Flucht eindringlich schildern, oder ein fröhliches Fußball-„Länderspiel“ in der Unterkunft.

Als „Seefeuer“ bei der Berlinale mit mehreren Preisen, darunter dem Goldenen Bären, ausgezeichnet wurde, wussten alle gleich, warum: Die Entscheidung der Jury sei klar politisch und quasi unausweichlich gewesen. Als könnte ein – zumal politischer – Dokumentarfilm nicht tatsächlich der beste Beitrag sein! Das Werk wurde als „Dokumentation“ oder, noch schlimmer, „Flüchtlingsdoku“ diskreditiert. Merkt euch, ihr Wichte (auch bei dieser Zeitung!): Eine Dokumentation ist eine Ansammlung von Dokumenten (oder ein bis in den letzten Schnitt durchstandardisiertes Fernsehformat), eine „Flüchtlingsdoku“ ein Aktenstapel in der Ausländerbehörde!

Von anderer Seite kam der Vorwurf, dies sei gar kein „richtiger“ Dokumentarfilm – ebenso absurd. Natürlich hat Rosi gecastet, arrangiert und inszeniert. All dies gehört zum Handwerk eines Regisseurs. Ein solches Meisterwerk dreht man nicht, indem man mal kurz hinfährt und die Kamera drauf hält. Dafür braucht es vor allem Zeit, feinste Beobachtungsgabe sowie genaueste Kenntnis der Vorgänge und ihrer inneren Struktur. Um diese sichtbar zu machen bedarf es nun einmal der künstlerischen Intervention. Der polnische Filmemacher Marcel Łoziński, eigentlicher Begründer dieser Methode dokumentarischen Arbeitens, hat es einmal so formuliert: „I just helped it to happen.“

Was dabei herauskommt, ist im besten Fall großes Kino. „Seefeuer“ ist das Beste, was die Leinwände gegenwärtig zu bieten haben. Allein, wie Samuele Spaghetti isst (oder mehr einsaugt), muss man einfach gesehen haben. Der Genuss eines Zwölfjährigen und seine völlige Hingabe daran gehören eben dazu genauso wie das Grauen der Leichensäcke, die von Bord der Flüchtlingsboote getragen werden. Dazwischen lebt sich das Leben. Es ist schlauer als alle Kritiker.

»Seefeuer«, Regie: Gianfranco Rosi. Italien/Frankreich 2016, 108 min

*Erschienen in: junge Welt, 28.07.2016*  
*<http://www.jungewelt.de/2016/07-28/049.php>*